

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 17 (1923)
Heft: 5

Artikel: Zur Weltlage : Gandhi
Autor: Holmes, J.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bens legt, fühlte ich mich gezwungen, gegen Sie Stellung zu nehmen, schliesslich schon aus historischer Gerechtigkeit heraus. Es hat eben immer und allezeit Menschen gegeben, die aus seelischer Kraft und Fülle zu Taten und Werken geführt wurden und die eben nicht Ihren Glauben hatten. Und wenn man das menschliche Seelengut, das menschliche Kulturgut abwägen wollte, das von Christen geschaffen wurde, mit dem, was von den «Andern» geschaffen wurde, so weiss ich wahrlich nicht, welche Wagschale tiefer sinken würde. Ich wäge auch nicht. Mir sind alle recht, die aus dem Sumpf des Alltags nach den Sternen blicken, nennen sie sich nun Christen, Atheisten, Theosophen, Buddhisten oder sonst wie. Wir kommen in eine Sackgasse, wenn wir den Energismus des Westens gegen den indischen Intellektualismus ausspielen. Wir brauchen immer und überall die Entwicklung jener drei über die Selbst- und Arterhaltung hinausgehenden Urtriebe und ewigen Wertmasstäbe des Erkenntnisdranges, des Betätigungsdranges und des Zusammengehörigkeitsgefühls, oder des Intellekts, der Energie und der Liebe. Die letztere bleibt aber die höchste unter ihnen.

Und damit bleibe ich trotz aller Verschiedenheiten und eingedenk des vielen uns Verbindenden in herzlicher Verehrung und Freundschaft Ihr Mitarbeiter

U. W. Z ü r i c h e r

Zur Weltlage

Gandhi.¹⁾

M o h a n d a s, K a r a m c h a n d G a n d h i, der indische Führer der heutigen grossen Revolutionsbewegung gegen die englische Herrschaft in Indien, unter seinen Landsleuten bekannt und verehrt als Mahatma, «der Heilige», wurde vor über 50 Jahren in Indien geboren. Er entstammt einer reichen, tüchtigen und gebildeten Familie. Seine Erziehung geschah nach den üblichen Grundsätzen solcher Fa-

¹⁾ Der nachstehende Artikel ist der Vortrag eines amerikanischen Pfarrers, der 1921 in Newyork gehalten und dann in der indischen Zeitung The Hindu veröffentlicht wurde. Aus dieser wurde er von einem inzwischen verstorbenen schweizerischen Ueberseer hierhergebracht und übersetzt.

Unter dem Gesichtspunkt, welches der grösste Mann der Gegenwart sei, vergleicht der Verfasser Romain Rolland, Lenin und Gandhi mitein-

milien; er bekam alles, was man mit Geld kaufen kann und die zärtlichen Eltern sich auszudenken wussten. Im Jahr 1889 ging er nach England, um die Rechte zu studieren, bestand die Prüfung nach allen Regeln der Schule und wurde hierauf ein erfolgreicher Rechtsanwalt in Bombay. Aber schon damals fühlte er, dass die Religion in seinem Leben eine vorherrschende Stellung einnehmen würde. Schon vor seiner England-Reise hatte er das «Yain»-Gelübde abgelegt, welches ihm den Genuss von Wein und Fleisch und geschlechtlichen Umgang verbot. Nach seiner Rückkehr nach Indien nahm sein Hang zur Asketik noch zu. Er fand, dass materieller Besitz mit seinem Ideal einer geistigen Lebensführung unvereinbar sei und gab deshalb sein Vermögen für gute Zwecke weg, indem er nur einen armseligen Bruchteil für sich zurückbehielt. Später legte er sogar noch das Gelübde der freiwilligen Armut ab, und wurde so, was er heute noch ist, ein heiliger Bettler. Noch später bekehrte er sich zur Lehre der «non resistance», d. h. zur Methode des Nichtwiderstrebens, welche er als «die Wurzel des Hinduismus» bezeichnet, und infolge davon entsagte er der Ausübung der Rechtswissenschaft als «eines Systems, das Recht durch Gewalt zu erringen sucht.» Als Gilbert Murray ihn 1914 in England traf, ass Gandhi nur Reis und trank nur Wasser, auch schlief er auf dem blossen Bretterboden. Seine Konversation wird als diejenige eines gebildeten und sehr belesenen Mannes geschildert, die einen gewissen unbeschreiblichen Einschlag von Heiligkeit enthielt. Gandhi war tatsächlich ein «Heiliger» geworden. Er hatte aus seinem Leben auch die letzte Spur von materiellem Begehren aus-

ander. Er sieht im ersteren den einseitigen Idealisten, im andern den einseitigen Realisten, um dann dem letzteren als der verkörperten Verbindung von Idealismus und Realismus die Palme zu reichen. Während die beiden ersteren für uns nicht mehr so aktuell sind (darum ist die Ausführung über sie weggelassen), ist es der letztere in höchstem Masse, einmal als Parallele zum derzeitigen passiven Widerstand der Deutschen, vor allem aber prinzipiell als Verkörperung des christlichen Nichtwiderstrebens auch in der Politik — eine lebendige Predigt des Heiden an die Christenheit.

G. A.

Anmerkung der Redaktion. Wir bringen diesen Beitrag unter der Rubrik «Zur Weltlage» anstelle eines eigenen, weil er tatsächlich eine bedeutungsvolle Seite des heutigen Weltzustandes, und zwar eine verheissungsreiche, beleuchtet.

gewischt und sich zum höchsten Grad von Wunschlosigkeit erzogen, damit ihm nicht die geringste Regung der menschlichen Natur beim Streben nach der Erfüllung seiner Ideale hinderlich sein könne. Von früher Jugend an war er ein besonderer Mensch, anders als die übrigen, dem Dienste der Menschheit mit der letzten Kraft seine Seele und seines Leibes geweiht.

Seine öffentliche Tätigkeit zerfällt deutlich in zwei verschiedene Zeitabschnitte. Der erste, von 1893—1913, ist Süd-Afrika gewidmet und der zweite, von 1913 bis heute, seinem Heimatlande.

In Süd-Afrika waren in den ersten Neunziger-Jahren des letzten Jahrhunderts ungefähr 150,000 Indier angesiedelt, hauptsächlich in der Provinz Natal. Die Anwesenheit dieser Ausländer hatte zu einer ähnlichen Situation geführt, wie sie gegenwärtig durch die Einwanderung der Japaner in Kalifornien geschaffen wird. Mit andern Worten, die Frage der Hautfarbe war in ein sehr akutes Stadium getreten, und die südafrikanische Regierung beschloss, sie aus der Welt zu schaffen, indem sie erstens die Einwanderung von Indiern verbot und zweitens diejenigen, die sich schon im Lande befanden, ausweisen wollte. Das Letztere war nun allerdings gesetzlich nicht statthaft, weil es einen Vertrag verletzte, und überdies opponierte Natal, dessen Industrie auf die billige Arbeitskraft der Kuli angewiesen war; zudem erhob auch die indische Regierung Einspruch. Die erstgenannte Massregel konnte man leicht durch eine passende Gelegenheits-Gesetzgebung durchsetzen. Sofort begann ein langer, erbitterter Kampf. Die Weissen in Süd-Afrika, welche einen heissen Wunsch vereitelt sahen, taten alles, was die Weissen auf der ganzen Welt unter ähnlichen Umständen immer getan haben: sie verfolgten, beleidigten und beschimpften diejenigen, welche sie als die sog. Minderwertigen und Niedrigeren so tief verachteten. Systematisch unternahmen sie es, das Leben aller Indier in Süd-Afrika so elend zu gestalten, als es Bosheit und Grausamkeit erfinden konnten. Namentlich sollten diejenigen Indier damit getroffen werden, welche über der Arbeiterklasse standen. So wurden sie denn mit Spezial-Abgaben belegt, zu einer entwürdigenden Anmeldepflicht gezwungen; sie mussten sich wie Verbrecher Daumenabdrücke gefallen lassen; sie wurden öffentlich beleidigt und geächtet. In den Fällen, wo kein Gesetzesparagraph zu Hülfe genommen werden konnte, machten es

diese Süd-Afrikaner wie es die Amerikaner so stolz machen: sie organisierten sog. patriotische Volksaufläufe, um zu plündern, zu sengen und zu lynchen. Man unterliess nichts, um diese unglücklichen Indier zu quälen und sie elendiglich aus dem Lande zu treiben.

Es war im Jahr 1893, als diese Verfolgten sich an Gandhi wandten und ihn um seine Hülfe baten. Er erhörte den Notschrei und begab sich prompt nach Südafrika, weil er es für seine Pflicht hielt, mit seinen Landsleuten, wo immer sie auch leiden mussten, mitzuleiden. In der Folge blieb er, mit einer kurzen Unterbrechung, von 1893—1913 in Natal.

Da er zu jener Zeit noch Rechtsanwalt war, nahm er sofort den Kampf gegen das «Gesetz über Ausschluss der Asiaten» auf und beendigte ihn siegreich, einzig und allein auf dem Boden der Verfassung, trotz hartem und unehrlich geführtem Widerstande der Gegner. Dann kam die grosse Schlacht um die gerechte und billige politische und gesellschaftliche Anerkennung, für welche er vom Anfang bis zum Schluss mit den Waffen des passiven Widerstandes kämpfte. Nicht ein einziges Mal in all den Jahren des langen Kampfes nahm Gandhi Zuflucht zur Gewalt, oder unterlag er der Versuchung, Wiedervergeltung und Rache zu üben.

Als Führer und Ratgeber seines Volkes gründete er eine Ansiedelung auf dem Lande, unmittelbar ausserhalb der Stadt Durban. Dort sammelte er die Indier, wies ihnen Land zum Selbstunterhalt an und verpflichtete sie zum Gelübde der Armut. Dort setzten diese organisierten Tausende von Streikenden unter fortwährenden Anfeindungen und Beleidigungen den Kampf gegen die Regierung fort. Ich vermute, dass es sich eigentlich um einen Streik handelte, nämlich um Herausziehung der Indier aus der Arbeit in den Städten und Dörfern, was eine Lähmung der Industrie verursachen musste. Es war ein ähnlicher Streik, wie ihn Moses im alten Aegypten anordnete, als er die Israeliten aus dem Lande der Pharaonen in die Wüste wegführte. Aber dieser Streik, wenn man ihn überhaupt so nennen darf, war in e i n e r Beziehung von allen geschichtlich bekannten ähnlichen Aktionen verschieden. Ueberall bei Bewegungen solcher Art trachten die Streikenden darnach, irgendwelche momentane Schwächen und Verlegenheiten der Gegner ebenso schnell wie voll auszunützen und ihren Forderungen damit um so grösseren Nachdruck zu verleihen.

Gandhi hingegen ergriff gerade gegenteilige Massnahmen. Wenn die Regierung in jenen Jahren je einmal durch unerwartete und unvorhergesehene Schwierigkeiten in eine verwickelte Lage geriet, kam Gandhi ihr zu Hilfe, indem er, anstatt die Situation in seinem Interesse auszunützen, sofort Waffenstillstand, d. h. vorübergehende Aufhebung des passiven Widerstandes befahl und damit zum Retter der bedrängten Regierung wurde. Als z. B. 1899 der Burenkrieg ausbrach, hob Gandhi seinen sog. Streik sofort auf und organisierte eine indische Rotkreuzkolonne, die während des ganzen Krieges in Funktion blieb. Er selbst wurde zweimal in Generalstabsberichten lobend erwähnt und erhielt öffentlichen Dank für seine Tapferkeit im Kugelregen. 1904 wurde Johannesburg von der Pest heimgesucht. Augenblicklich befahl er Aufhebung des Streiks und betätigte sich eifrig an der Einrichtung eines Spitals in der pestverseuchten Stadt. 1906 ereignete sich ein Eingeborenen-Aufstand in Natal, und wieder wurde der Streik unterbrochen. Gandhi organisierte bei dieser Gelegenheit eine Kolonne von Kranken- und Verwundeten-Trägern und führte sie persönlich an — eine schwere und gefährliche Arbeit. Bei diesem Anlasse sprach ihm der Gouverneur von Natal den offiziellen Dank der Regierung aus und warf ihn kurz nachher bei Wiederaufnahme des passiven Streiks ins gewöhnliche Gefängnis in Johannesburg. Es wäre unmöglich, im Rahmen dieses Vortrages alle die Unwürdigkeiten und Grausamkeiten aufzuzählen, welche man Gandhi während dieser Jahre angedeihen liess. Man verurteilte ihn unzählige Male zu Gefängnis, auch zu Einzelhaft, wo er mit Händen und Füßen an die Wand gefesselt wurde. Immer wieder musste er Ueberfälle von wütenden Volkshaufen über sich ergehen lassen; oft schlugen sie ihn bis zur Bewusstlosigkeit und liessen ihn als tot im Strassengraben liegen. Wo man ihn nicht handgreiflich quälte, geschah es dafür auf um so raffiniertere Weise durch öffentliche Demütigungen und Beleidigungen. Aber nichts vermochte seinen Mut zu erschüttern, seine Gemütsruhe zu stören, seine Geduld zu erschöpfen, oder ihn gegen seine Feinde zu erbittern. Und zuletzt, nach zwanzig Jahren des Leidens und der Anfechtung, errang er doch noch den Sieg. Im Jahre 1913 wurde die Sache der Indier in Süd-Afrika von Lord Hardinge aufgenommen und eine spezielle Kommission eingesetzt, welche in beinahe allen Punkten Gandhi Recht gab. Darauf gelangte ein Gesetz

zur Annahme, das seine Forderungen öffentlich anerkannte und erfüllte.

Ich weiss von keinem erstaunlicheren Beispiel von Kampf und Sieg, als dem vorliegenden, wo die Schlacht einzig und allein durch sorgfältiges Vermeiden aller Gewalttat und jeglichen Unrechtes gewonnen wurde, durch blosses ruhiges Erdulden aller Schläge und Feindseligkeiten, bis der Gegner, der letztern überdrüssig, beschämt einlenkte.

Die zweite Periode von Gandhis Leben begann 1913 und ist zur Zeit auf dem Höhepunkt. Diesmal beschäftigt er sich mit der grossen, revolutionären Bewegung in Indien, die sich während seiner Abwesenheit entwickelt hatte. Sofort nach seiner Rückkehr übernahm er die Führung der letzteren, aber 1914, beim Ausbruche des Weltkrieges, stellte er seine Tätigkeit gegen die englische Herrschaft in Indien ein. In einem solchen Augenblick England zu bekämpfen, hiess nach seiner Auffassung, ihm in den Rücken schiessen, und das war ihm ebenso widerlich einer Nation wie einem einzelnen Manne gegenüber. Während des ganzen Krieges gab Gandhi dem englischen Weltreiche seine begeisterte Unterstützung, soweit es sich mit seinen religiösen Idealen vereinbaren liess.

Aber sobald der Krieg zu Ende kam, entfaltete auch Gandhi wieder das Banner der Revolution und organisierte die verblüffende Non-cooperation- (Nichtbeteiligungs-) Bewegung, welche jetzt die Grundfesten des englischen Weltreiches erschüttert. Man hat es hier mit einer Revolution unter Gandhis Leitung zu tun, welche sich von allen geschichtlich bekannten unterscheidet. Sie wird durch vier verschiedene Merkmale charakterisiert.

Erstens richtet sich die Bewegung direkt und unerbittlich gegen die englische Vorherrschaft in Indien. Es wird nichts verhehlt von Gandhis festem Entschlusse, sein Volk von der Ungerechtigkeit und der Grausamkeit, welche in jeder Fremdherrschaft inbegriffen sind, zu befreien. «Solange als die Regierung Ungerechtigkeiten begeht, hat sie mich zum unversöhnlichen Feinde,» sagt er. Und ein andermal erklärt er, «dass er die Regierung lahmzulegen versuchen werde, bis er ihren unwilligen Händen Gerechtigkeit abgezwungen habe.» «Dafür stehe ich mit meiner ganzen Kraft ein.» Ein weiterer seiner Aussprüche lautet: «Ich werde mich der Regierung solange wider-

setzen, bis ich ihre Existenz in Frage gestellt habe.» Dass dies Auflehnung gegen die Staatsgewalt bedeutet, sieht Gandhi so klar ein wie irgend jemand. Wenn er nach dem Aufruhr-Paragraphen des indischen Strafgesetzbuches unter Anklagegesetz gestellt würde, sagt er selbst, dass er sich nicht als unschuldig erklären könnte, denn seine Reden seien ja dazu bestimmt, soviel Abneigung und Widerwillen hervorzurufen, bis das Volk es als eine Schmach betrachte, einer Regierung die Mitarbeit zu leihen, welche allen Anspruch auf Vertrauen, Achtung und Unterstützung verwirkt habe.

Mit all seiner unerbittlichen Gegnerschaft gegen die englische Herrschaft ist aber kein Hass gegen das englische Volk verbunden. Gandhi hat niemals die Sünde begangen, deren wir uns während des Krieges gegen die Deutschen schuldig machten, nämlich die Regierung mit dem Volk zu verwechseln. «Ich erkläre dem britischen Volke,» sagt er, «dass ich es liebe und dass ich seine Freundschaft wünsche, aber es muss dies unter Bedingungen sein, welche nicht unvereinbar mit Selbstrespekt und — — absoluter Ebenbürtigkeit sind!»

Zweitens ist Gandhis Revolution eine solche, die keinen Zwang und keine Gewalt in irgend einer Form will. Non-violence, der Grundsatz «keine Gewaltanwendung», bildet das leitende Motiv und Motto, das Schlagwort. Gandhi ist, wie wir bereits gesehen haben, Anhänger des «Nichtwiderstrebens», der Widerstandslosigkeit, und will in Indien, wie vorher in Süd-Afrika, den Sieg entweder mit friedlichen Mitteln gewinnen, oder dann gar nicht. «Gewalt,» sagt er, «wozu sie auch in Europa dienen mag, wird uns in Indien niemals einen Dienst erweisen. Wir müssen mit reineren Waffen fechten, und mit vornehmer, edlerer Kampfesweise.» «Wir müssen der Gottlosigkeit unserer Gegner mit Gottgläubigkeit entgegentreten, ihre Unwahrheiten mit Wahrheit beantworten, ihre Schlaueit und ihr Ränkespiel mit Offenheit und Einfachheit parieren, ihren Terrorismus mit mutigem und geduldigem Leiden bekämpfen.» Im weiteren lehrt Gandhi: «Wir dürfen keine Gewalt gegen diejenigen anwenden, die sich uns nicht anschließen wollen.» Er beschwört seine Anhänger, das Leben jedes Engländer und jedes Beamten, welcher der Regierung diene, so heilig zu halten wie ihr eigenes! Er bekennt, dass sein Leben als Indier zu Ende wäre, sobald sein Land sich zur Lehre des Schwertes be-

kennte. Dann würde Indien aufhören, der Stolz seines Herzens zu sein!

Indem er so die Politik des «Verzichts auf Gewaltanwendung» verteidigt, legt er Gewicht darauf, zu betonen, dass er diese Taktik nicht empfehle, weil Indien schwach sei. Im Gegenteil hält er sein Land für sehr stark und deshalb für fähig, den mit dieser Taktik verbundenen Gefahren zu trotzen. «Ich glaube an die Methode der Enthaltung von aller Gewalt, weil sie eine Waffe des Starken, nicht des Schwachen ist. Ich glaube, dass derjenige der mutigste Krieger ist, welcher unbewaffnet, mit offener Brust, vor dem Feinde stirbt.» Ein weiterer Ausspruch Gandhis lautet: «Ich wünsche, dass Indien diesen Grundsatz der Gewaltlosigkeit gerade wegen seiner Kraft und Stärke annimmt. Wir brauchen keine Waffen. Wir brauchen den Glauben an die Waffenlosigkeit. Viele meinen, wir Indier seien nur eine zusammenhangslose, seelenlose Masse; ich aber möchte das Land zur Ueberzeugung bringen, dass es eine Seele hat, eine Seele, die durch keine Macht umgebracht werden kann, die sich vielmehr freudig und siegreich über alle äussere Not und Schwachheit zu erheben vermag und darum ruhig und getrost jede Machtorganisation dieser Welt verachten, ja sie herausfordern darf.»

Im Grunde natürlich verteidigt und übt Gandhi die Widerstandlosigkeit (Non-resistance), weil er sie eben für richtig findet. «Das einzig Wahre für jedes menschliche Wesen ist nicht Gerechtigkeit, die auf Gewalt in irgend einer Form ruht, sondern allein Gerechtigkeit, auf Selbstaufopferung gegründet,» spricht er. «Gewaltlosigkeit (Non-violence) ist edel und recht. Verzeihung ist würdiger als Bestrafung. Verzeihung schmückt einen Krieger.» Von diesem Standpunkte aus ist es auch verständlich, dass Gandhi von seiner Bewegung als von «dieser religiösen Schlacht» spricht. Er besteht aber darauf, dass das Nichtwiderstreben (Non-resistance) nicht bloss gerecht, sondern auch erfolgreich sei. «Es ist dies der einzige Weg, um einen dauernden Sieg zu erreichen. Die Bedingung des Erfolges liegt in der absoluten Beiseitelassung von Gewalt!» — «Indien könnte zur Zerstörung von Leben und Eigentum schreiten, aber das würde keinem vernünftigen Zwecke dienen. Man braucht nur die eine Waffe des Leidens.» «Solche Wahrheiten,» sagt er, «leuchten jedermann ein, der die Gesetze der geistigen Welt kennt. Wenn wir das Geheimnis dieser friedlichen

und unbezwinglichen Methode richtig erfassen, werden wir verstehen, dass wir nicht einmal ein zorniges Wort zu sagen, noch den kleinen Finger zu rühren brauchen, wenn man das Schwert gegen uns erhebt.»

Gewaltlosigkeit (Non-violence) ist hingegen noch nicht genug. Widerstandslosigkeit (Non-resistance) bedeutet etwas mehr als blosse Ergebung ins Leiden. Sie muss eine positive oder aggressive Tendenz haben und für diesen Zweck hat Gandhi die Nicht-Beteiligungsbewegung (Non-cooperation) geschaffen. Allen seinen Anhängern empfiehlt er Verweigerung der Mitarbeit an sämtlichen politischen oder gesellschaftlichen Funktionen, welche zur Fortdauer der englischen Herrschaft in Indien notwendig sind. Er drängt dazu, dass die Indier alles boykottieren, was englisch ist und heisst und dass sie damit das englische Herrschafts-System lahmlegen. Er rät seinen Landsleuten, Lokalbehörden nicht mehr anzugehören und Ratsversammlungen nicht mehr beizuwohnen; rät, dass indische Rechtsanwälte die Ausübung ihrer Praxis vor den Gerichtshöfen verweigern, dass Eltern ihre Kinder nicht mehr in die Staatsschule schicken, dass Inhaber von Titeln und Orden solche zurückgeben. Bei Gelegenheit der kürzlichen Besuchstour des Prinzen von Wales drängte er darauf, dass alle Indier dem königlichen Gast Willkomm und Anerkennung versagten. Ein Boykott englischer Waren wurde angeregt, aber von Gandhi nicht unterstützt. Eine Politik, wie die oben erwähnte, würde, wenn sie im grossen Stile durchgeführt werden könnte, die englische Herrschaft über Indien allerdings zerstören; sie würde nach und nach die Regierung vollständig lähmen, gerade, wie seinerzeit der Schierlingstrank die Glieder des Sokrates Zoll um Zoll lähmte. Die friedlichste Revolution, welche die Welt je gesehen hat, würde triumphieren.

Zuletzt, als Krönung seines grossen Werkes, sucht Gandhi die moralische und geistige Wiedergeburt Indiens nach indischer Vorstellung, indischen Gebräuchen und indischen Ideen herbeizuführen. Das bedeutet den Ausschluss, so weit es immer möglich ist, der Einflüsse des Abendlandes mit seiner industriellen Sklaverei, seinem Materialismus, seiner Geld-Anbetung und seinen Kriegen. Der erste Schritt in diesem Bestreben ist, die Schranken, die die Indier unter sich trennen, zu beseitigen und sie zu einer grossen, geeinigten Bruderschaft zu machen. So sucht er die Abschaffung der Kasten-Unterschiede und

religiösen Differenzen zu erreichen; die Mohammedaner sollen friedlich mit den Hindus leben und umgekehrt. Dann muss Indien zu einer Führerschaft des Menschengeschlechtes in Frieden und Freundschaft werden! Gandhi glaubt fest an eine solche Mission Indiens auf dieser Welt. Sein Idealismus überfliegt alle Grenzen von Rassen und Ländern und vereinigt sich mit den höchsten Hoffnungen der Menschheit. «Meine Religion,» ruft er aus, «hat keine geographischen Grenzen. Ich habe einen lebendigen Glauben, der selbst meine Liebe für Indien überragt!»

Das ist Mahatma Gandhi. In solchem Geiste lebt er unter seinem Volke. Wenn er von Stadt zu Stadt wandert, versammeln sich Dreissig-, ja selbst Fünfzigtausende, um seinen Worten zu lauschen. Wo er eine Nacht in einem Dorfe zubringt, oder draussen im Freien, kommen Scharen von Leuten zu ihm gepilgert wie zu einem Wallfahrtsorte. Er erscheint auch uns, wofür ihn die Indier halten, als ein ganzer, vollkommener Mann. In seinem persönlichen Charakter ist er einfach, klar und rein. In seinen politischen Bestrebungen ist er ein so strenger Realist wie Lenin; er arbeitet unverdrossen dem fernen Ziele der Befreiung Indiens entgegen, das errungen werden muss. Zu gleicher Zeit ist er aber auch Idealist, so gut wie Romain Rolland, und lebt immer in den reinen, lichten Höhen des Geistes. Wenn ich an Rolland denke, so kommt mir Tolstoi in den Sinn, wenn ich an Lenin denke, so steigt Napoleon vor mir auf, aber wenn ich an Gandhi denke, so werde ich an Jesus Christus erinnert. Er lebt sein Leben, redet seine Worte, duldet und ringt und wird eines Tages edel für sein Reich auf Erden sterben.

Es wird erzählt, dass, als Jesus eines Tages mit seinen Jüngern wandelte, diese miteinander stritten. Als Jesus sie fragte, warum, sagten sie, dass sie darüber disputierten, wer von ihnen der Grösste sei. Jesus aber sprach: Wer von euch der Grösste sein will, der soll Aller Diener sein!

J. H. Holmes, Pfarrer an der Community Church, Newyork.
Uebersetzt von Heinrich Gremminger†, Singapore-Matzingen.